

Der Halley'sche Komet und unsere Schwarzen.

Mannes ab. Einheimische Gebräuche könnten auf das Christentum keine Rücksicht nehmen. Wenn indes ein Weib zeige, daß es ihr Ernst sei mit ihrer neuen Religion, und auch ihr Gatte gutmütig und nachgiebig sei, so würde niemand Einsprache dagegen erheben. Man würde etwa zu ihr sagen: „Du hast dir einen neuen Pfad gewählt; gehe nun auf demselben in geziemender Weise voran, und du magst immerhin unsere Gebräuche umgehen.“

Ich füge bei: die letzte Entscheidung liegt beim Missionär. Handelt es sich um bloße harmlose Gebräuche, wie es beim Monipa meistens der Fall ist, so wird er die Sache einfach ignorieren. Je weiter das Christentum vordringt, desto sicherer hören solche Dinge von selbst auf. Spezifisch heidnische Gebräuche dagegen darf und wird er natürlich nie dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Halleysche Komet und unsere Schwarzen.

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

Gzenstochau. — Nach einigen Jahren des Stillschweigens und der Zurückgezogenheit infolge der gesteigerten Anforderungen, die Schule und andere Berufspflichten an mich stellten, wage ich mich wieder einmal mit einem kleinen Artikel im Vergiftmeinnicht an die Öffentlichkeit, um den geneigten Lesern und Leserinnen etwas von unseren lieben Schwarzen zu erzählen, umso mehr, als Schw. Engelberta, die unermüdlische Berichterstatteerin von Gzenstochau einweisen mit Arbeiten so überhäuft ist, daß sie ihrer Feder eine kleine Ruhepause gönnen muß. Diesmal eine kleine Unterhaltung über den Halleyschen Kometen und seine Wirkung auf unsere Schwarzen.

Von jeher machten alle auffälligen Erscheinungen am Sternenhimmel tiefen Eindruck auf die Naturvölker und selbst auf hervorragende Kulturvölker, zumal so lange diese dem Kindesalter noch näher standen. Kometen insbesondere erfuhren die verschiedensten, nicht selten recht abergläubischen Deutungen und galten als Vorboten kommender Kriege, Uberschwemmungen, Erdbeben, Pest und Hungersnot und des Todes gewaltiger Könige und Fürsten. So rief denn auch der schöne Halleysche Komet, der alte Bekannte, der alle 74—75 Jahre den näheren Regionen unseres Planeten einen Besuch abstattet, im Laufe der Jahrhunderte vielfache Befürchtungen hervor. Als er im Jahre 66 n. Chr. kurz vor der Zerstörung Jerusalems außerordentlich glänzend in der Gestalt eines Schwertes am Himmel erschien, erbehten und erzitterten die Juden und hielten ihn für ein furchtbares Wahrzeichen von oben. Während der Belagerung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1456 schwebte er in ungewöhnlichem Glanze über der griechischen Kaiserstadt, und die bedrängten Einwohner derselben fürchteten ihn nicht weniger als das Schwert der Eroberer. „Herr, erlöse uns vom Teufel, dem Türken und dem Kometen!“ war ihr tägliches Flehen zu Gott. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß im Jahre 1531, als der Komet das erste Mal nach dem Fall des stolzen Konstantinopel wiederum am Himmel sichtbar war, in Holland die Deiche oder Dämme brachen und 400 000 Menschen in den eindringenden Meeresfluten den Tod fanden. In demselben Jahre wurde Lissabon und Umgegend von einem großen Erdbeben heimgesucht, wobei 30 000 Menschen umkamen. Seitdem indes vor nunmehr 230 Jahren (1680) der berühmte englische Astronom

Halley die regelmäßige Wiederkehr des Kometen bewiesen hat, bleibt dem Aberglauben auch nicht mehr der geringste Anhaltspunkt übrig, und die Unschuld des Kometen an den verschiedenen Ereignissen der Weltgeschichte ist unzweifelhaft.

Aber darnach fragen unsere Schwarzen nicht; sie überlassen sich ganz und ungeteilt dem unmittelbaren Eindrucke, den die gewaltige Himmelsercheinung auf sie macht. Von des Kometen erstem Auftauchen an im April (gegen 3 Uhr in der Frühe) fern am Horizont gegen Osten beobachteten sie ihn mit mißtrauischen Blicken, ihr Bangen wuchs mit dem Näherkommen und Anwachsen desselben. Er wurde größer und größer und ging immer etwas später auf, zuletzt nahm sein Schweif ungeheure Dimensionen an. Vor und nach 4 Uhr morgens konnte man wiederholt den Schweif über den Ausläufern des Ghlabeni-Gebirgsstockes langsam aufsteigen und fast den Zenith erreichen sehen, während der Nucleus (der Kern oder Kopf) des Kometen noch unsichtbar blieb. Es war ein herrliches Schauspiel: Diese imposante Länge und Breite des Schweifes, diese sich deutlich abhebende, größere Helligkeit und Dichte des Kopfes, zumal wenn man bedenkt, daß, wie ich in einer englischen Schulzeitung las, der Kopf 44 nebeneinander gestellte Erden breit und der Schweif 480 Monde lang ist, und der Komet mit einer Schnelligkeit von einer Million englischen Meilen in der Stunde den Weltraum durchrast, das heißt vergleichsweise in anderthalb Minuten könnte er die ganze Erde umkreisen.

Wochenlang wurde der Komet und seine möglichen Wirkungen im ganzen Lande des langen und breiter besprochen. „Le' nkanyezi!“ („Dieser Stern!“) konnte man immer wieder hören. Die einen meinten, es würde infolge des Zusammenstoßes der Erde mit dem Kometen ein gewaltiges Erdbeben entstehen. Andere machten sich auf einen furchtbaren Sturmwind oder Orkan, der alles auf Erden wegjagen werde, gefaßt. Wieder andere befürchteten einen ungeheuren Feuerbrand, der alles auf Erden verbrennen werde. Letztere Meinung machte sich ein arger Späßvogel zu nutze und behauptete, der Schweif bestesse aus Petroleum. Wenn also auch nur ein einziges Kaffernweiblein vor seiner Hütte Feuer mache, um auf demselben im dreibeinigen Topfe das Mittagmahl zu bereiten, so würde sich der Petroleum-Schweif beim Durchgang entzünden, und das Schicksal der Erde sei besiegelt. Eine Anzahl Leute witterten einen impi (Krieg); denn zur Zeit des Zukunftsrieges (1878/79), erinnerten sie sich, habe auch ein Komet am Himmel gestanden. Auch konnte man die Frage vernehmen: „Le' nkanyezi ifuna-ni?“ („Was will der Komet?“) Antwort: „Igazi.“ (Blut). Und Blut wurde in der Tat vergossen.

In unserer Nähe kamen zur Zeit des größten Glanzes des Kometen fünf gräßliche Morde an Frauen und Mädchen vor, gewöhnlich von je zwei oder drei Schurken verübt. Die bedauernswerten Opfer heidnischer Grausamkeit wurden zum Teil schrecklich verstümmelt aufgefunden. Zwei von diesen Greuelthaten will ich an dieser Stelle etwas genauer schildern, damit die geehrten Leser des Vergiftmeinnicht erkennen, welch' unermessliche Wohltaten das Christentum dem armen Volke der Schwarzen bringt, und wie wohlangebracht ihre Almosen und Gebete für unsere Mission sind.

Kam da eines Tages am hellen Mittag ein Hund mit dem Kopfe eines schwarzen Weibes im Maule in einem Laden gelaufen. Man denke sich das Entsetzen aller Anwesenden! Nachforschungen ergaben, daß zwei Mordgesellen die Frau im eigenen Kraal umgebracht, ihr Kopf und Arme usw. abgeschnitten, die Teile in einen Koffer getan und den Rumpf in den nahen Fluß geworfen hatten. Später hatten sie, vielleicht aus Furcht vor Entdeckung, den Koffer irgendwo zurückgelassen und den Kopf ins Gebüsch geworfen, wo ihn der Hund aufspürte.

Kurz darauf (im Mai l. J.) wurde ein kleines, etwa zehn- bis elfjähriges Mädchen ermordet. Die Eltern hatten das Kind allein im Kraale zurückgelassen. Um die Mittagszeit kam der Onkel väterlicher Seite und lockte das Mädchen heraus, das ihm, dem Onkel, arglos folgte. Bald stießen sie auf einen Mann, der sie schon erwartete. „Schlag' Du es tot!“ sagte der Onkel. „Ich kann es nicht, weil es meines Bruders Kind ist.“ Da versetzte der Mann dem Mädchen mit seinem Stotsenstock einen gewaltigen Schlag in den Nacken, und weil es noch Lebenszeichen von sich gab, zwängten sie ihm einen Stein in den Mund, damit es nicht schreie, und legten einen großen Stein auf das Kind, damit es nicht entfliehe, bezw. sich zum väterlichen Kraale zurückschleppe. Dann meinte der Onkel: „Sosebenza ngas'emuva.“ (Wir werden uns später an die Arbeit machen.) Das war ein euphemistischer Ausdruck. Es sollte eigentlich heißen: „Wir wollen später wiederkommen und dem Mädchen die Glieder abschneiden zur Herstellung von Medicinen!“

Inzwischen war der Vater des Kindes nach Hause gekommen und suchte seinen Liebling. Schließlich fand er ihn in dem eben beschriebenen Zustande auf dem Boden ausgestreckt. Laut schreiend rief er die Leute zusammen. Es gelang, den schon tief in die Kehle eingedrungenen Stein herauszuziehen. Das nur noch schwach atmende Mädchen konnte sich vor seinem Verschneiden noch soweit durch Zeichen und schwache Laute

verständlich machen, daß man den ganzen Vorgang erfuhr.

Nun muß man aber nicht glauben, daß solche Greuelthaten aus purer Lust am Morden geschehen; nein, sie sind vielmehr die Folgen heidnischen Aberglaubens. Die heidnischen Kaffern sind fest überzeugt,



Kometenbild.

daß die aus gewissen Teilen des menschlichen Leibes bereiteten Medicinen sehr nützlich und wirksam seien. Handelt es sich überdies um die Einsetzung eines neuen Häuptlings oder um die Erregung eines Aufstandes, um die Vorbereitung eines Krieges, so müssen immer einige unschuldige Opfer fallen. Vielleicht hängt letzteres mit der allen Völkern gemeinsamen Opferidee zusammen, nach welcher Großes nur durch Opfer

zustande kommt. So bringt derselbe herrliche Opferbegriff, welcher im Lichte des Glaubens so schöne Früchte zeitigt, in der Nacht des Heidentums so schwere Verirrungen hervor. Solche Bluttaten geschahen früher mehr öffentlich, jetzt nur noch hie und da im geheimen, da die englische Staatsregierung solche Verbrechen strenge ahndet und Ordnung, Sicherheit und Ruhe im Lande haben will. Am meisten aber läutert und veredelt der milde, liebevolle Geist des Christentums immer mehr Herz und Sinn der Schwarzen und erfüllt sie mit Abscheu gegen alle heidnischen Greuel.

Man wird mir gern glauben, daß die schrecklichen Morde eine Art Panik hervorriefen, umso mehr, als sich Tage lang wilde, nur mit einer Decke bekleidete Männer in der Nähe der Station umhertrieben. Hochw. P. Emanuel erhielt einen Wink, vorsichtig zu sein auf seinen Missionsritten. Schwestern und Kinder fürchteten sich, und ich selbst getraute mir nur noch in Begleitung eines Kindes im Dunkeln zu unserm, etwas abgelegenen Frauenasyl zu gehen. Nun, Gott sei Dank, diese Schrecken sind vorüber.

Noch sei kurz erwähnt, daß beim Bekanntwerden des im weiten englischen Reiche tiefbetrauerten Todes König Edwards VII. einzelne „Weise“ unter den Schwarzen auftraten mit der Behauptung: „Der Kommet hat den Tod des Königs prophezeit oder gar verursacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Rekreation in Mariannhill.

Jedermann, auch der Mönch und der Religiose, fühlt in sich das Bedürfnis nach zeitweiliger Erholung. Der allzu lang gespannte Bogen wird schlaff und versagt zuletzt den Dienst. Wohl hatten wir, als Mariannhill noch zum strengen Trappistenorden zählte, auch unsere freie Zeit, allein die von der Regel zugestandene Erholung bestand bloß in geistlicher Lesung und stillem Privatgebet unter Wahrung des strengsten Stillschweigens. Allgemeine Sprecherlaubnis, geselligen Verkehr oder sonstigen freien Austausch der Gedanken kannte man damals nicht.

Das ist nun seit etwa einem Jahr anders geworden. Wir haben jetzt, nachdem Mariannhill vom Apostolischen Stuhle zu einer eigenen Missionsgenossenschaft erhoben worden, täglich zweimal, Mittags und Abends, eine halbstündige Rekreation. Sie findet entweder im Kreuzgange oder Kapitelsaal, eventuell auch in den das Kloster umgebenden Anlagen statt, und an Sonn- und Feiertagen ist überdies kurz nach der Vesper und dem hl. Segen ein zwei- bis dreistündiger Spaziergang gestattet.

Speziell für ein Missionskloster hat so eine Rekreation viel Gutes und Schönes. Doch nehmen wir unser Bild zur Hand, es sagt uns auf den ersten Blick mehr als alle Worte. Wir finden da die Professoren des Mutterklosters Mariannhill im Kreuzgange beisammen. Religiösen und Brüder stehen und sitzen da, ohne Unterschied der Stellung und des Ranges, bunt durcheinander; sind sie doch untereinander Brüder und arbeiten sie alle, der eine direkt, der andere indirekt am großen gemeinsamen Werke der Mission. Da ist fürwahr gut ruhen! Man fühlt sich im trauten Klosterraum, ist still für sich, fern vom lärmenden Treiben der Welt, genießt eine Fülle von Licht und Lust und sitzt dennoch selbst im afrikanischen Hochsommer im kühlen Schatten.*

Da sitzen zunächst zwei Brüder; sie haben offenbar eine interessante Lektüre vor sich und tauschen dabei

gegenseitig ihre Gedanken und Meinungen aus. P. German liest allein; auch sein Lektürestoff ist interessant und spiegelt sich getreu in seinem vergnügten Lächeln wieder. Vielleicht hat er eben einen Passus laut gelesen, denn Bruder Emmeran wendet sich ganz verwundert zu ihm und wirft ebenfalls einen Blick in die Lektüre. — Nun folgt eine Gruppe von Spielern. Sie huldigen dem Schachspiel. Der mit der Kapuze überm Kopf scheint seinen Gegner ordentlich in die Enge getrieben zu haben; und auch P. Prior, der mit zwei andern hart vor ihnen steht, scheint zu überlegen, ob es noch einen Ausweg aus der Klemme gibt.

Die im Hintergrund stehenden Pater und Brüder, sowie eine zweite Gruppe weiter vorn, auf der andern Seite des Kreuzweges, scheinen miteinander in friedlicherem Gespräche begriffen zu sein. Das sieht man an jedem Zug und an jeder Miene. Nun folgt, um eine Doppelsäule gepaart, ein eifriger Lektürekreis. Bruder Luzian deutet mit dem Finger auf eine Stelle im Blatte des vor ihm sitzenden Bruder Rudolf, und nebenan stehen, mit einer eigenen Lektüre beschäftigt, die Brüder Otto, Napoleon und Majol. Vielleicht studieren sie eben irgend eine neue Erfindung auf dem Gebiete der modernen Technik und Industrie. Denn jeder von ihnen ist Meister in seinem Fach: Br. Luzian Uhrenmacher, Br. Napoleon Küfer und Wagnermeister, Br. Otto Maler, während die beiden Brüder Rudolf und Majol viele Jahre hindurch als Schaffner tätig waren und dahier viel mit der Herbeischaffung der materiellen Bedürfnisse des Hauses zu tun hatten.

An sie reiht sich abermals eine Gruppe von Schachspielern. Auch hier scheint die „Schlacht“ eine ernste Wendung zu nehmen, denn P. Edmund, der in der Nähe sitzt, hält plötzlich in seiner Lesung inne und schaut lächelnd auf seine ganz ins Spiel vertieften Nachbarn. — Nicht friedlich und gelassen geht es dagegen bei ihren beiden Nachbarn, P. Pantaz und Br. Myronian her; sie huldigen auch bloß dem harmlosen „Mühlenspiel“. Den Schluß bilden die beiden polnischen Landsleute, Br. Lupus und Br. Eugen, mit ihrer Lektüre.

Gönnen wir den guten Pater und Brüdern ihre kurze halbstündige Unterhaltung! Ihr Tagewerk ist anstrengend genug; Stunde um Stunde arbeitet der eine Bruder in seiner Werkstätte, der andere auf dem Felde, während der Chorreligiöse seinen Studien obliegt, oder als Lehrer, Missionär und Oberer seine Kräfte teils direkt, teils indirekt in den Dienst der Mission stellt.

Doch, wo sind denn unsere jungen Leute, die Novizen und jüngeren Professoren? — Diese finden wir (Siehe Bild Nr. 2) in der hübschen Gartenanlage, welche die Südostseite unserer Kollegiatkirche umgibt. Sie haben offenbar den besten Teil erwählt; denn ein stilleres und lauschigeres Plätzchen kann man sich kaum denken, als dieses Wäldchen mit seinen Casuarinen, Cypressen und sonstigen Vertretern einer subtropischen Pflanzenwelt.

Wie zufrieden und vergnügt schauen doch diese Novizen darein! Der eine pflückt eben ein zartes Blümchen ab, die andern verkehren mit einander zu zweien und dreien, und auf dem Angesichte aller lagert reiner, ungetrübler Seelenfrieden. Sie tragen noch das weiße

*) Der imposante Bau selbst, so wie er steht, ist das Werk unserer Brüder. Er ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und weist sogenannte böhmische Kappeingewölbe auf, von denen jeder einzelne Stein in seiner schönen, exakten Form sichtbar ist. Nach innen zu lehnt sich der Kreuzgang an den Kapitelsaal, beginnend das Refektorium an, während er sich nach außen auf eine lange Reihe von Doppelsäulen stützt, die aus Beton hergestellt wurden.